

1 Diakonie zwischen Inklusion und Exklusion: Wahrnehmungen

Diakonie zwischen Inklusion und Exklusion

Selbst- und Fremdbilder wahrnehmen und reflektieren

Anika Christina Albert & Ulrike Witten

1 Hinführung¹

Inklusion stellt ein gesamtgesellschaftliches Anliegen dar, das auf eine Bearbeitung durch verschiedene Wissenschaften und verschiedene gesellschaftliche *player* angewiesen ist – die Theologie eingeschlossen. Und obwohl Inklusion ein Querschnittsthema der gesamten Theologie und insbesondere der Praktischen Theologie ist, hat es in unseren Teildisziplinen – der Diakoniewissenschaft und der Religionspädagogik – anfänglich die meiste Resonanz erfahren (Witten, 2021, S. 223–251, 507, 519).² Warum eigentlich? Weil diese Disziplinen es am ehesten mit Menschen in besonderen Situationen zu tun haben? Weil diese Disziplinen insbesondere adressiert werden, wenn es um bildungsbezogene oder sozialpolitische Neuerungen geht? Weil Inklusion »von klein auf« gelernt werden muss und deswegen insbesondere ein Bildungsthema ist? Weil beide Disziplinen Handlungswissenschaften sind und deswegen die aus der Praxis formulierten Bedarfe aufgegriffen haben? Oder weil diese Disziplinen von Grund auf interdisziplinär denken – und somit eine Affinität für große Querschnittsthemen aufweisen? (Schweiker, 2024; Hofmann, 2016)

Eine Herausforderung besteht darin, dass Inklusionstheorie – verstanden als reisende Theorie (Witten, 2021, S. 213–217) – sich auf ihrer Reise verunklart, was anfällig für Missverständnisse oder Verkürzungen macht. So stellt es nach wie vor ein

-
- 1 Der Beitrag geht zurück auf die gemeinsame Antrittsvorlesung von Anika Christina Albert und Ulrike Witten an der Universität Bielefeld unter dem Titel »Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft? Ein Dialog aus diakoniewissenschaftlicher und religionspädagogischer Perspektive« am 1. Juli 2022.
 - 2 Inzwischen hat sich dies deutlich geweitet und es gibt z.B. verschiedene Netzwerke, die sich mit Differenzproduktion und Inklusion in breiter Perspektive befassen, z.B. das Netzwerk antisemitismus- und rassismuskritische Religionspädagogik und Theologie (narrt) oder das Netzwerk Dis/Abilitysensible Theologie. Auch der Ansatz, innerhalb einer konfessionell-koperativen Religionsdidaktik vom gemeinsam Christlichen auszugehen, anstelle eines differenzhermeneutischen Vorgehens, kann als Suchbewegung in dieser Richtung verstanden werden.

Spannungsfeld dar, ob ein ›enges‹ oder ›weites‹ Verständnis von Inklusion grundgelegt wird. Denn wird Inklusion eng geführt auf die Teilhabe von Menschen mit Behinderung, besteht die Gefahr, das transformative Potenzial eines weiten, menschenrechtlich begründeten Inklusionsbegriffs, der alle Menschen in ihren Macht- und Ohnmachtsverstrickungen im Blick hat, aus den Augen zu verlieren. Andererseits besteht die Anfrage, ob ein weiter Inklusionsbegriff dazu führt, dass die Anliegen von Menschen mit Behinderung nicht ausreichend berücksichtigt werden. Inklusion hat den Anspruch, für alle gleichberechtigte Teilhabe ohne diskriminierende Ausgrenzungs- und Abwertungsprozesse zu ermöglichen, wobei Unterschiede als gleichberechtigt anerkannt werden und differentsetzende Etikettierungen vermieden werden. Dabei gibt es jedoch unterschiedliche Selbstverständnisse, ob gerade Anliegen von Menschen mit Behinderungen fokussiert einzubringen sind (EKD, 2014; EKD, 2022) oder ob nicht Menschen in ihrer gesamten Diversität in den Blick kommen sollten.

Doch nicht nur auf der Ebene des Inklusionsverständnisses bestehen Anfragen; auch das Selbstverständnis von im Inklusionsdiskurs Beteiligten ist angefragt. Diakonische Einrichtungen, wie z.B. die von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, haben eine lange Tradition, sich für marginalisierte Menschen zu engagieren, aber sind es zugleich nicht auch exkludierende Orte (vgl. Winkler, 2025)? Nicht ohne Grund kann die Inklusionsbewegung auch als Emanzipationsbewegung *weg* u.a. von kirchlich-diakonischen Sonderorten gelesen werden. Dass im Kontext des Inklusionsdiskurses die Forderung nach ›Ent-Diakonisierung‹ von Diakonie auftaucht, ist daher nachvollziehbar. Der Begriff ›Ent-Diakonisierung‹ wird dabei auf zwei verschiedene Weisen gebraucht. Einerseits meint ›Ent-Diakonisierung‹ ein als problematisch empfundenes Auseinanderdriften von Kirche und Diakonie mit dem Verlust eines diakonischen Profils innerhalb des sozialen Sektors (Eckholt, 2008, S. 229–258). Andererseits findet sich ein anders gelagertes Verständnis von ›Ent-Diakonisierung‹ im Zusammenhang der Inklusionstheorie. So ordnet Vera Uppenkamp unter Bezugnahme auf Ulf Liedke (2013, S. 29) und Beate Hofmann (2018, S. 243–255) die Entstehung ein:

»Im Zuge der Etablierung inklusiver Diakonieverständnisse wird eine Form der Entdiakonisierung als Aufgabe inklusiver Kirchengemeinden angestrebt. Entdiakonisierung meint in diesem Zusammenhang die Auflösung einer diakonisch-dichotomen Wahrnehmung von Hilfebedürftigen und Helfenden. In den modernen diakonischen Ansätzen ist diese Entwicklung an einem Heterogenitätsbewusstsein sowie an der Berücksichtigung der unterschiedlichen Kontexte erkennbar, aus und in denen diakonisch gedacht und gewirkt wird.« (Uppenkamp, 2021, S. 168)

Fokussiert zusammengefasst ist daher zu fragen: Kann also nur eine »entdiakonierte« Diakonie eine inklusive Diakonie sein? Und wie würde sich eine »entdiakonierte« Diakonie verstehen und ausgestalten?

2 Selbstbilder: Diakoniewissenschaftliche Perspektiven auf Inklusion

Die Forderung nach der Verwirklichung von Inklusion ist eine Herausforderung für die Diakonie, bürstet sie doch manch etabliertes diakonisches Denken und Handeln gegen den Strich. Eingeschliffene Praktiken von Schutz und Fürsorge von Menschen mit ganz unterschiedlichen Hilfebedarfen werden zugunsten der Forderungen nach Freiheit und Selbstbestimmung in Frage gestellt. Es gilt neu zu bedenken, was Teilhabe eigentlich meint und in welcher Weise es in diakonischen Kontexten gelingen kann, individuellen Bedürfnissen tatsächlich gerecht zu werden. Zugleich stößt die Tendenz »weg von vermeintlich exkludierenden Sonderwelten, hin zu mehr Normalität« in der Praxis auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten und fordert professionell wie ehrenamtlich Mitarbeitende zu einer neuen Reflexion des eigenen Tuns heraus. Der vermeintlich diakonische Blick auf das konkrete Gegenüber bedarf einer Überprüfung der Sehschärfe: Wie sehen wir eigentlich unsere Mitmenschen? Wen gilt es warum und in welcher Weise zu unterstützen oder zu schützen? Inwiefern müssen Konzepte von Sorge und *care* in Theorie und Praxis angepasst, vielleicht sogar neu definiert werden?

Diese Fragen gilt es auf der Ebene des persönlichen Umgangs zwischen Individuen, hinsichtlich diakonischer Einrichtungen, auf der Ebene von (Kirchen-)Gemeinden, aber auch mit Blick auf die Institution Kirche und die gesellschaftliche Relevanz von Diakonie zu reflektieren. Äußere Anstöße erfolgten dabei einerseits durch die seit 2008 geltende UN-Behindertenrechtskonvention und andererseits durch das im Jahr 2017 in Kraft getretene Bundesteilhabegesetz (BTHG), das den gesetzlichen Rahmen für eine deutlich stärkere Personenzentrierung und Bedarfsorientierung im Bereich der Eingliederungshilfe neu definiert.

Darüber hinaus gibt es weitere drängende Fragen, die sich im Kontext einer als inklusiv verstehenden Diakonie stellen und die sich nicht nur auf das Verständnis des eigenen Tuns und des Gegenübers beziehen. So ist auch zu fragen: Wie wird mit einer zunehmend diverser werdenden Mitarbeiterschaft in diakonischen Einrichtungen – nicht nur in Zeiten des Fachkräftemangels – angemessen umgegangen (vgl. Haas & Starnitzke, 2015; Hofmann, 2020)?

Auch hier haben sich aktuelle Diskurse inzwischen in offiziellen Dokumenten niedergeschlagen: Die bisher in der Diakonie gültige Loyalitätsrichtlinie ist seit 2024 zur Arbeitsrichtlinie geworden (vgl. EKD, 2024) und hat die Ansprüche an die Kirchenmitgliedschaft von Mitarbeitenden in der Diakonie deutlich gesenkt. Die im Januar 2024 veröffentlichte ForuM-Studie (ForuM, 2024) hat deutlich gemacht,

dass (sexualisierte) Gewalt in der evangelischen Kirche und der Diakonie seit Jahrzehnten nicht nur Einzelfälle betrifft. Damit sind auch Anfragen an Strukturen und Organisationsformen verbunden, und es gilt zu reflektieren, inwiefern diese überhaupt in der Lage sind, Gewalt zu verhindern (exemplarisch Claussen, 2022; Klein, 2022; Wirth, Noth & Schroer, 2022; Zippert, 2024). Insbesondere unter dem Stichwort Macht(missbrauch) ist daher auch das Themenfeld Inklusion und Exklusion neu zu beleuchten. Das schließt die Fragen ein: Wie können diese Schattenseiten und bisher bewusst oder unbewusst Verdecktes zur Sprache kommen? Welche Konsequenzen sind daraus für diakonisches Denken und Handeln zu ziehen? Und was bedeutet das für die Theoriebildung im diakoniewissenschaftlichen Theorie-Praxis-Diskurs?

Fokussiert zusammengefasst ist daher zu fragen: Wie stellt sich eine Diakonie dar, die sich als inklusiv versteht – auch vor dem Hintergrund des dazu gehörigen diakoniewissenschaftlichen Diskurses der letzten Jahre? Und inwiefern braucht es eine ›entdiakonisierte‹ Diakonie?

2.1 ›Entdiakonisierte‹ Wahrnehmungen

Diskussionsbedarf provozierte v.a. die von Ulf Liedke 2012 formulierte Forderung nach einer ›Entdiakonisierung‹. Ziel dieser Forderung ist nicht, aufzuhören, Kirche und/oder Diakonie selbst diakonisch zu denken und gestalten, sondern es geht darum, Menschen mit Beeinträchtigungen nicht nur als Hilfebedürftige, sondern als gleichberechtigte Mitmenschen – auch und gerade im Kontext von Kirche und Gemeinde wahrzunehmen. Liedke formulierte:

»Eine unabweisbare Konsequenz dieser Überlegungen besteht in der consequenten Entdiakonisierung der Wahrnehmung behinderter Menschen. Mit diesem Plädoyer verbindet sich keinesfalls die Aufforderung zu einer sozialen Desensibilisierung. Vielmehr geht es um eine Wahrnehmungskorrektur im Zeichen der ›unmittelbaren Zugehörigkeit‹ zum Leib Christi. Menschen mit Behinderung sind Subjekte und nicht zuerst Hilfeempfänger.« (Liedke, 2012, S. 81)

Mit diesem Plädoyer warnt Liedke davor, »in die Wahrnehmungsfalle zu tappen, bei der ›Behinderung‹ beinahe zwangsläufig mit ›Diakonie‹ assoziiert wird. [...] Menschen mit Behinderung [...] sind Glieder und nicht Klienten der Gemeinde. Die ungeteilte Teilhabe am kirchgemeindlichen Leben ist keine Einbahnstraße, die nur für Hilfstransporte zugelassen wäre.« (Liedke, 2012, S. 82) Liedke verweist hier auf die Problematik, dass im Kontext von Kirche und Gemeinde Menschen durch die diakonische Brille wahrgenommen, als hilfebedürftige Diakonie-Fälle stigmatisiert, in ihrer Entfaltung behindert und somit exkludiert werden. Deutlich kritischer reflektiert Ramona Jelinek-Menke das Hilfehandeln von Religionsge-

meinschaften. Sie argumentiert, dass Religionsgemeinschaften durch ihre Arbeit und ihr Adressieren Behinderung herstellen (Jelinek-Menke, 2021a, 2021b). Anders akzentuiert als diese kritische Anfrage aus religionswissenschaftlicher Perspektive zielt die diakoniewissenschaftliche Forderung nach ›Entdiakonisierung‹ darauf ab, eine veränderte Wahrnehmung von Menschen mit Marginalisierungserfahrungen innerhalb von Kirche und Diakonie zu ermöglichen. Insofern impliziert diese Forderung ein inklusionsorientiertes Umdenken, indem man nicht zuerst auf Defizite und Unterstützungsbedarf schaut und fragt, was Kirche und Gemeinde für Menschen mit Beeinträchtigungen tun können. Vielmehr geht es darum, alle Menschen als Subjekte wahrzunehmen, in ihren persönlichen Bedürfnissen, mit Stärken und Schwächen, v.a. aber auch mit individuellen Gaben und Potentialen. Dabei ist unstrittig, dass Kirche diakonisch denkt und agiert – entscheidend aber ist das Wie: eben nicht exklusiv mit einem Blick von außen und oben, sondern inklusiv und auf Augenhöhe.

Diese ›entdiakonisierte‹ Wahrnehmung ist somit höchst relevant für die Alltagspraxis von Kirchengemeinden und die Frage ihrer Öffnung in den Sozialraum hinein. Darüber hinaus ist sie aber auch entscheidend für das Kirchen- und Diakonieverständnis insgesamt. Betrachtet man die überaus heterogenen diakoniewissenschaftlichen Konzeptionen seit Beginn der institutionalisierten Diakonie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so scheint ihnen bei aller Verschiedenheit ein Grundzug gemeinsam zu sein: Sie geben in aller Regel vor, zu wissen, was Kirche und Diakonie sind bzw. wie Kirche und Diakonie sein sollen – und berufen sich dabei in ihren theologischen Begründungen auf ganz unterschiedliche Traditionen: auf Bibel und Bekenntnistexte, auf persönliche Erweckungserfahrungen oder akuten Handlungsbedarf in konkreten Notsituationen, der mindestens im Nachhinein in einer spezifisch theologischen Weise gedeutet wird. In jedem Fall liegt implizit oder explizit eine normative Argumentationsbasis zugrunde (vgl. exemplarisch die verschiedenen Konzeptionen zusammengestellt in Herrmann & Horstmann, 2006).

Dies ändert sich mit der zunehmenden Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher empirischer Methoden nicht nur im Bereich der Praktischen Theologie in den letzten Jahren. Ihr Anliegen ist es, stark normativ geprägte Sichtweisen kritisch zu hinterfragen, ggf. zu durchbrechen und somit auch aus wissenschaftstheoretischer Perspektive stärker inklusiv und partizipativ zu denken. Dieser Perspektivwechsel vermeidet, bereits im Vorhinein zu wissen, wie Kirche und Diakonie sein sollen und müssen, weil es eben immer schon so war. Vielmehr geht es im Sinne eines deskriptiven und hermeneutischen Ansatzes darum, zunächst zu schauen, wie sich die Situation aktuell gestaltet, welche Personen interagieren sowie die jeweiligen Bedürfnis- und Interessenlagen zu erkunden. Im Fokus steht dabei nicht die Ablieferung fertiger Antwortpakete, sondern vielmehr der gemeinsame Frage- und Suchprozess im Ringen um angemessene Deutungen. Die Idee ist, keine geschlossenen Konzepte

vorzuhalten, sondern Transformationsprozesse angemessen zu begleiten – und insofern Diakoniewissenschaft anwendungs- und kontextbezogen zu gestalten (Sigrist, 2020).

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Frage, ob es eine ›entdiakonisierte‹ Diakonie braucht, folgendermaßen differenziert beantworten:

- Es braucht eine veränderte Sichtweise, die stärker deskriptiv als normativ wahrnimmt, was ist, und erst in einem zweiten Schritt diese Wahrnehmung deutet und insofern einen hermeneutischen Ansatz vertritt.
- Die Deutung sollte frei sein von Vorurteilen, Stereotype kritisch hinterfragen und den Individuen selbst das Erleben und die Deutung des Erlebten überlassen.
- In der Tradition gespeicherte und unreflektiert weitergegebene Asymmetrien sind aufzudecken und zu thematisieren.
- In der Konsequenz können Theologie und Diakoniewissenschaft Deutungsangebote machen, verfügen aber nicht über Deutungshoheit.
- Dies gilt insbesondere auch mit Blick auf Macht- und Gewalterfahrungen, bei denen die Perspektiven der Betroffenen besonders sensibel gehört werden sollten.

2.2 Diakonie im Erfahrungshorizont von Kirche und Religion

Im Sinne dieses deskriptiven und hermeneutischen Ansatzes ist auch das lange und kontrovers diskutierte Verhältnis von Diakonie und Kirche unter Einbeziehung inklusionstheoretischer Perspektiven neu zu beleuchten. Bereits seit mehreren Jahrzehnten geben die von der EKD in Auftrag gegebenen und jeweils im Abstand von zehn Jahren durchgeführten Kirchlichen Mitgliedschaftsuntersuchungen (KMU) Einblicke, wie Menschen – seien sie Kirchenmitglieder oder nicht – Kirche wahrnehmen und Christsein verstehen. Daraus ergeben sich auch Hinweise, dass Religiosität und Spiritualität über den institutionellen Rahmen von Kirche weit hinaus weisen und insbesondere das soziale Engagement von Kirche eine hohe Wertschätzung erfährt. Dies betrifft einerseits explizit diakonische Handlungsfelder, beispielsweise den Bereich der Armutsbekämpfung, oder Angebote für Menschen, die mit Krankheiten konfrontiert sind oder die mit Behinderungen leben, aber auch Beratungsarbeit für Menschen in schwierigen Lebenssituationen.

Auch die jüngste repräsentativ angelegte Kirchliche Mitgliedschaftsuntersuchung (KMU VI) zeigt, dass Kirche in ihren Selbst- und Fremdbildern stark von ihrem diakonischen Engagement her wahrgenommen wird (EKD, 2023). Sowohl eng verbundene, aber auch distanzierte Kirchenmitglieder sowie Nicht-Kirchenmitgliedern erwarten, dass sich Kirche um Menschen in Notsituationen kümmert – und sie schätzen die Bedeutung dieses sozialen kirchlichen Engagements im Ver-

gleich zu gottesdienstlichen bzw. spirituellen Angeboten oder auch politischem Engagement der Kirche als deutlich wichtiger ein. Auch die Begleitung an zentralen Lebensübergängen durch Kasualhandlungen wie Taufe, Hochzeit oder Beerdigung ist weiterhin relevant, erreicht aber bei Weitem nicht die Zustimmungswerte wie die Bedeutung diakonischen Handelns.

Aus diesen qualitativ und quantitativ angelegten empirischen Studien lässt sich somit auch eine ›Inklusionserwartung‹ an Kirche ableiten: Exklusive kirchliche Angebote wie Gottesdienste, Taufpatenschaften oder kirchliche Bestattungen werden zunehmend weniger nachgefragt als solche Aufgaben, die dafür sorgen, dass das Leben vor Ort inklusiv gestaltet wird und möglichst viele Menschen daran teilhaben können. Kirche wird somit als eine zentrale Akteurin im Sozialraum wahrgenommen, die ihre gesellschaftliche Relevanz gerade darin hat, dass sie sich für und mit Menschen mit ihren konkreten Bedürfnissen engagiert – und zwar unabhängig von deren individueller Kirchenzugehörigkeit.

Die Frage der Verhältnisbestimmung von Diakonie und Kirche wurde auch in verschiedenen diakoniewissenschaftlichen Konzeptionen unter Aufnahme der empirischen Beobachtungen weiterentwickelt. Darin wurde v.a. auch die Frage nach der Verhältnisbestimmung von Religion bzw. Religiosität und Diakonie aufgenommen. Besonders hervorzuheben sind hier einerseits Thorsten Moos' Entwurf einer »Kirche bei Bedarf« (Moos 2013; Moos 2023) sowie der Ansatz von Tobias Braune-Krickau, Diakonie als »prägnanten Ort religiöser Erfahrung« zu verstehen (Braune-Krickau, 2015; Braune-Krickau, 2016). Beide Konzepte gehen grundlegend davon aus, dass Hilfehandeln nicht spezifisch christlich, sondern ein allgemein menschliches Phänomen ist (Albert, 2010; Ruegger & Sigrist, 2012) und daher für das Wesen von Kirche zwar von Bedeutung, aber keineswegs konstitutiv ist. Mit Blick auf das Hilfehandeln setzen beide voraus, dass eine individuelle religiöse Motivation und ggf. auch eine theologische Deutung vorliegen kann, aber nicht muss. Beides liegt im Bereich der individuellen Deutung und kann daher nicht allgemeingültig für alle in der Diakonie haupt- oder ehrenamtlich tätigen Personen vorausgesetzt werden. Ob eine religiöse Komponente vorliegt oder nicht, kann und muss daher jede hilfehandelnde Person selbst entdecken; Voraussetzung dafür ist, dass Möglichkeiten und Angebote bestehen, darüber zu reflektieren und zu kommunizieren. In der Konsequenz ergibt sich daraus die Folgerung: Diakonie kann, muss aber nicht zum Ort religiöser Erfahrung werden. Für manche Menschen ist oder wird sie das – für andere nicht. Dies gilt für Mitarbeitende gleichermaßen wie für Patient:innen oder Klient:innen. Was es dafür braucht, sind Räume, die für explizite, verbale religiöse Kommunikation offen sind, und Formate, in denen diese Erfahrung thematisiert und mit dem christlichen Glauben ins Gespräch gebracht werden kann – aber eben nicht muss.

Thorsten Moos formuliert dies folgendermaßen:

»Die geforderte lebendige Verbindung von Helfen und Glaubenskommunikation kann und muss also, insbesondere bei hochspezialisierten Einrichtungen, etwa des Gesundheitswesens, nicht dauerhaft präsent sein, aber sie muss *bei Bedarf* aktualisiert werden können. Eine Dienstgemeinschaft muss keine Glaubensgemeinschaft sein; aber sie muss sich auf Dienstfragen als Glaubensfragen ansprechen lassen. In diesem Sinne muss Diakonie *Kirche bei Bedarf* sein.« (Moos, 2013, S. 266)

Tobias Braune-Krickau legt den Fokus noch stärker auf die individuelle Perspektive und stellt die Frage, was eigentlich ein spezifisch diakonisches Profil bzw. diakonische Identität ausmache, auf den Kopf:

»Aus praktisch-theologischer Sicht jedenfalls stellen sich die religiös resonanten Fragen der Diakonie gleichsam auf dem Rückweg von der Propriumsdebatte: Welche Rückwirkungen hat das Helfen, selbst wenn es seiner äußeren Form nach säkular bleibt, auf das handelnde Subjekt? Was geschieht mit dem eigenen Glauben, wenn man sich auf die Erfahrungen einlässt, die das Helfen mit sich bringt? Oder zugespitzt formuliert: Könnte es nicht sein, dass man beim Helfen – während man aus verschiedenen Gründen und auf verschiedene Weisen ein ›Gebender‹ ist – in religiöser Hinsicht gerade zum Empfangenden wird?« (Braune-Krickau, 2016, S. 402)

Diese beiden diakoniewissenschaftlichen Ansätze stehen exemplarisch dafür, diakonisches Handeln nicht vereinnahmend christlich zu deuten und somit Menschen zu exkludieren, die sich mit festgelegten Vorwegnahmen nicht identifizieren können. Vielmehr ermöglichen sie einen inklusiv-partizipatorischen Zugang zu religiösen Deutungen diakonischen Handelns, der konkrete persönliche und situative Perspektiven viel stärker berücksichtigt als dies in älteren diakoniewissenschaftlichen Konzepten vielfach der Fall ist. Beide Ansätze zielen auf eine Öffnung diakonischen Handelns und Denkens: Diakonie sollte offen sein – offen für religiöse Fragen und religiöses Erleben, offen aber auch gerade für Deutungen, die diese Komponente nicht umfassen. Zielperspektive ist dabei, Diakonie in ihrem aktuellen Sosein, in ihrer Lebendigkeit, aber auch in ihrer Vielfältigkeit wahr- und ernstzunehmen und somit Inklusionsperspektiven Raum zu geben. Dabei wird auch deutlich, dass das Verhältnis von Religion – Kirche – Diakonie nicht exklusiv gedacht ist, sondern Individuen befähigt, selbst zu entscheiden bzw. zu erleben, in welcher Weise und in welcher Intensität die Bereiche im persönlichen Erleben einander tangieren – oder auch nicht. Von zentraler Bedeutung ist hier, dass die Deutungskompetenz und die Deutungshoheit bei den Individuen selbst liegt.

Die skizzierten inklusiven Grundlinien finden sich auch über die Diakoniewissenschaft hinaus in aktuellen praktisch-theologischen Konzeptionen verstärkt

wieder, wie z.B. das Konzept der »gelebten Theologie« von Sabrina Müller exemplarisch belegt (Müller, 2019; Müller, 2023). Auch hier geht es darum wahr- und ernstzunehmen, was Menschen unvoreingenommen denken und diese Impulse theologisch fruchtbar zu machen. Die dahinterliegende Grundeinstellung ist, theologische Kompetenzen nicht nur bei professionell ausgebildeten Personen zu verorten, sondern ganz im Sinne des protestantischen Gedankens des allgemeinen Priester:innentums Menschen zu befähigen und zu ermutigen, selbst zu denken und die Gedanken mit anderen Menschen zu teilen – mit der Zielperspektive, dass Diakonie und Kirche sich unter aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen nur dann konstruktiv weiterentwickeln und selbst verstehen können, wenn möglichst viele Menschen in ganz unterschiedlichen Kontexten an diesem Prozess mitbeteiligt sind und ihn aktiv mitgestalten.

2.3 Wandlungsprozesse im Verständnis von Assistenz, Professionalität und Diakonienmanagement

Die skizzierten konzeptionellen Wandlungsprozesse und die stärkere Berücksichtigung von Inklusionsgedanken finden auch ihren Niederschlag in veränderten Assistenz- und Professionsverständnissen (Albert 2024a; Eurich & Lob-Hüdepohl, 2021), die wiederum eine Reaktion auf veränderte berufliche Rahmenbedingungen nicht nur im Kontext der Diakonie darstellen. Exemplarisch sei hier auf den in den letzten Jahren immer dringlicher werdenden Fachkräftemangel, aber auch die zunehmend diverser werdende Mitarbeitendenschaft hingewiesen.

Der Grundsatz: »Als Arbeitgeberinnen und Dienstherrinnen sind Kirche und Diakonie zur Umsetzung von Inklusionsmaßnahmen verpflichtet« (EKD, 2022, S. 57) und die damit verbundene Umsetzung des Inklusionsanliegens hat somit auch den Prozess einer »Umprofessionalisierung« (Hofmann, 2018, S. 246) in Gang gesetzt – und zwar nicht durch eine Abschaffung von Fachlichkeit, sondern im Sinne einer Weiterentwicklung von Professionalität und Hilfeverständnis. In diesem Zuge wurde es notwendig, etablierte Rollenverständnisse, Qualifikationsanforderungen und Haltungen kritisch zu überprüfen und zu verändern. Einige grundlegende begriffliche Wandlungen verdeutlichen diese Entwicklung: Aus Dienstleistung wurde individuelle Begleitung; Klient:innen wurden zu Auftraggeber:innen; standardisierte Betreuung wurde durch persönliche Assistenz abgelöst, deren Rahmenbedingungen in individuellen Verträgen und Vereinbarungen geregelt werden. Professionelle Assistenz kann in diesem neuen Verständnis dabei ganz unterschiedliche Bereiche umfassen: die persönliche Alltags-, Arbeits- und Freizeitgestaltung, Unterstützung im Bereich Bildung oder auch rechtliche und advokatorische Funktionen übernehmen (Eurich, 2016, S. 155–157). In Folge dessen ergibt sich – nicht nur aufgrund der Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes – die große Herausforderung, Tätigkeitsprofile neu zu strukturieren und zu standar-

disieren. Dabei gilt es insbesondere, vorhandenes Wissen und Kompetenzen auf die neuen inklusionsorientierten Leitziele zu beziehen und die Passgenauigkeit zwischen professioneller Expertise und den individuellen Bedürfnissen der Klientinnen und Klienten neu auszuloten. Dabei muss bei der Entscheidungsfindung, welche Maßnahmen zu treffen sind, eine Balance gefunden werden zwischen persönlicher Entscheidungsfreiheit und dem fachlichen Wissen um mögliche Gefährdungen und Risiken.

An erster Stelle steht nun das Wahrnehmen, Analysieren und kommunikative Vermitteln der individuellen Situation mit dem entsprechenden biographischen Hintergrund, nicht die reine Anwendung von fachlicher Kompetenz und beruflicher Erfahrung in einem mit professionellem Blick klar zu diagnostizierenden Fall. Das braucht Personal, Zeit, Geduld, mitunter auch Frustrationstoleranz, v.a. aber Sensibilität im zwischenmenschlichen Miteinander. Eine entsprechend sensible Grundhaltung, kommunikative Kompetenz und die Fähigkeit zur permanenten Selbstreflexion, die auch beinhaltet, möglicherweise befremdliche Andersheiten zu respektieren und sie nicht paternalistisch dominieren oder beeinflussen zu wollen, sind dabei unabdingbar. Zielperspektive ist die Anerkennung des Gegenübers mit allen biographischen Besonderheiten, Fähigkeiten und Zuständigkeiten, die den gemeinsamen Entwicklungsprozess wesentlich mitbestimmen.

Neben all diesen vermeintlichen Softskills sind auch die notwendigen personellen und finanziellen Ressourcen nicht zu unterschätzen, die angesichts der derzeitigen Routinisierung und Standardisierung – auch und gerade unter dem Druck des vorherrschenden Fachkräftemangels – nur sehr bedingt zur Verfügung stehen und vielleicht letztlich zum Prüfstein dafür werden, wie ernst Diakonie es mit dem Thema Inklusion meint und inwiefern die Implementierung von Inklusion in der Praxis angesichts herausfordernder Rahmenbedingungen gelingt.

Insofern ist die Umsetzung von Inklusion auch eine herausfordernde Managementaufgabe, die es nicht nur innerhalb diakonischer Unternehmen zu meistern gilt. Vielmehr kann die Bewältigung der vielfältigen Herausforderungen nur gelingen, wenn gemeinwesenorientiert und sozialräumlich gedacht wird, was insbesondere auch beinhaltet, neben dem Professionalitätsverständnis der hauptamtlich tätigen Mitarbeitenden auch die Rolle der ehrenamtlich Engagierten kritisch zu reflektieren. Eine zentrale Frage ist in diesem Zusammenhang: Verliert das Ehrenamt an Attraktivität, wenn nicht die engagierte Person, sondern die selbst artikulierten Bedürfnisse des Gegenübers zum Maßstab des Handelns werden? Dies gilt v.a. im möglichen Konfliktfall, wenn die ehrenamtliche Hilfsmotivation der Selbstverwirklichung und die aktuelle Situationsbewertung einander widersprechen sollten. Entscheidend ist, dass sich auch die Rolle der Ehrenamtlichen im Inklusionsprozess von »Machenden« zu »Moderierenden«, von »Initiierenden« zu »Begleitenden« (Holler, 2021, S. 178) wandelt und sich auf dieser Basis ein neues Gemeinschaftsverständnis einstellt.

Damit dies gelingen kann, braucht es einerseits auf der Ebene des normativen Managements reflektierte theologische Begründungen und ethische Maßstäbe. Zugleich sind aber auch Elemente aus dem Werkzeugkasten des strategischen Managements wichtig. Bekannte Schlagworte sind hier aus Unternehmensperspektive Organisations- und Personalentwicklung sowie Change- und Diversitymanagement, aus sozialräumlicher Perspektive Kooperations-, Netzwerk- und Partizipationsmanagement. Damit wird deutlich, dass sich Diakonienmanagement nicht nur nach innen richten darf, sondern stets auch den Blick nach außen richten und die Umwelt im Blick haben muss, wenn ihr Wirken auf Inklusion und Nachhaltigkeit ausgerichtet sein soll.

Wo aber könnte Diakonie nachhaltiger wirken als im konkreten Sozialraum? Sich hierfür Maßnahmen für die operative Umsetzung zu überlegen, ist die gemeinsame Aufgabe der Netzwerke vor Ort, die nur durch Partizipation und Teilhabe aller Beteiligten sinnvoll zu erfüllen ist. Die zu erwartenden Wirkungen sind dann als Wechselwirkungen zu bezeichnen. Sie reichen von einzelnen Menschen und Unternehmen über Netzwerkstrukturen in den Sozialraum hinein und entfalten ihre Wirksamkeit zugleich aus dem Sozialraum heraus und über ihn hinaus.

2.4 Inklusion und Diakonie im Sozialraum

Die vorangegangenen Ausführungen haben bereits auf die enge Verbindung von Inklusion und Sozialraum verwiesen. Dies gilt es im Folgenden zu explizieren und zugleich danach zu fragen, welche Rolle in diesem Zusammenhang Religion bzw. (diakonische) Spiritualität spielen können (Albert, 2023; Albert, 2024b).

Zugespitzt formuliert lässt sich konstatieren, dass das Konzept der Sozialraumorientierung auf Inklusion zielt. Und auch andersherum gilt: »Inklusion wird stets in konkreten sozialen Räumen gestaltet.« (EKD, 2022, S. 20) Das Gestalten von Gemeinschaft kann nur gelingen, wenn alle Menschen vor Ort beteiligt sind und sich mit ihren individuellen Interessen und Wünschen, aber auch mit ihren Fähigkeiten, Ressourcen und Begrenzungen einbringen können – und somit eine Balance von Teilhabe und Teilgabe erzielt wird. Doch wird diese Balance in der Praxis tatsächlich erreicht?

Wer sich am Sozialraum orientiert, geht von dem aus, was ist, nimmt also zunächst wahr, was es dort gibt: Menschen und Orte, Organisationen und Initiativen, Infrastruktur und kulturelle Angebote, aber auch Barrieren, die das Leben im eigenen Wohnumfeld und im öffentlichen Leben erschweren. Damit öffnet sich auch der Blick für Inklusions- und Exklusionsprozesse und lässt fragen: Wer kann woran teilhaben – und wer nicht? Was fördert, was behindert die individuellen Möglichkeiten für Teilhabe? Wer ist – auch und gerade für Kirche und Diakonie – im Blick, gut hör- und sichtbar? Oder anders herum: Welche Menschen werden gar nicht erst wahrgenommen, weil sie sich selbst nicht genügend bemerkbar machen oder bewusst

abwenden? Bei der Beantwortung dieser Fragen kommen zugleich auch die strukturellen Bedingungen in den Blick: Welche Akteur:innen vor Ort haben einen analytischen Blick, um Inklusions- und Exklusionsprozesse wahrzunehmen? Inwiefern können gerade Kirche und Diakonie eine Scharnierfunktion einnehmen, um zwischen unterschiedlichen Interessenlagen zu vermitteln?

In der Diakoniewissenschaft wird seit vielen Jahren betont, dass Kirche und Diakonie als »intermediäre Instanzen« oder auch »hybride Organisationen« eine besondere Funktion zwischen Staat und Markt erfüllen (Eurich, 2013), die sie ihrer spezifischen Verortung »zwischen Religion und Sozialwesen« (Böckel, 2020, S. 179) verdanken. Diese intermediäre Funktion lässt sich mit Blick auf das Thema Inklusion konkretisieren, indem man – beispielsweise mit Gerhard Wegner – davon ausgeht, dass »Kirchen [...] nicht nur als Anwält:innen der Teilhabe- und Teilnahmeinteressen der Menschen in den Blick [kommen], die diese Anliegen bei anderen gesellschaftlichen Akteuren einfordern, sondern selbst solche Interessen befördernde« Akteur:innen sind (Wegner, 2010, S. 220). In diesem Sinne sind Kirche und Diakonie als »enabling communities« (Wegner, 2010) zu verstehen, die sich einerseits selbst in all ihren Strukturen und Ebenen zu Inklusion befähigen (lassen) müssen, um auf dieser Basis in einem größeren Kontext wiederum befähigend wirken zu können. Dabei geht es im weitesten Sinne um Befähigung zu einem Leben in Gemeinschaft, im engeren Sinne jedoch auch um die Berücksichtigung einer spezifisch religiösen Dimension.

Dies spiegelt sich auch im EKD-Orientierungsrahmen »Inklusion gestalten – Aktionspläne entwickeln« wider, der die drei Dimensionen »Verantwortung gestalten«, »Strukturen schaffen« und »Geistliches Leben« herausstellt (EKD, 2022). Alle drei Dimensionen sind für die Frage nach der Rolle von Kirche und Diakonie im Sozialraum von besonderem Interesse. Der dritte Aspekt schlägt dabei zugleich die Brücke zum Thema Religion. Er geht von der Grundannahme aus, dass geistliches Leben alle Lebensbereiche durchdringt (ebd., S. 141). Vor diesem Hintergrund setzt er die Ziele:

- »geistliches Leben in seiner Differenziertheit wahrnehmen«,
- »die Vielfalt und Unterschiedlichkeit evangelischer Spiritualität respektieren und würdigen«,
- »allen Menschen im kirchlichen Leben unter Berücksichtigung ihrer besonderen Bedürfnisse Teilhabe und Teilgabe ermöglichen.« (Ebd., S. 141)

Ein inklusives Kirchen- und Diakonieverständnis beinhaltet somit auch, geistliches Leben so zu gestalten, dass alle willkommen sind (EKD, 2014, S. 151–184). Das betrifft die klassischen kirchlichen Ausdrucksformen wie Gottesdienst, Seelsorge und Bildungsarbeit, zeigt sich aber auch in der Haltung, wie Kirche und Diakonie im konkreten Sozialraum auftreten und wahrgenommen werden und inwiefern spirituelle Bedürfnisse angemessene Ausdrucksformen finden. Somit kommt diakoni-

sche Spiritualität auch innerhalb von ›Caring Communities‹ zum Tragen. Es handelt sich bei diesen sorgenden Gemeinschaften um lokale Verantwortungsgemeinschaften, die Menschen miteinander verbinden – in Familien und Nachbarschaften, aber auch im Zusammenspiel von professionellen Kräften und freiwilligem Engagement. Hier wird nicht nur praktisch gehandelt, sondern ›Caring Communities‹ leben auch »aus einem gemeinsamen ›Spirit‹« und »geteilten Werten«, in denen sich Für-, Selbst- und Mitsorge miteinander verschränken und spirituelle Erfahrungen in den alltäglichen Sorgebeziehungen gemacht werden können.« (Coenen-Marx & Hofmann, 2022)

In diesem Sinne liegt die diakonische Dimension von Religion und Spiritualität keineswegs im Rückzug in die Innerlichkeit, sondern sie ist vielmehr ein Analyseinstrument, um den konkreten Sozialraum kritisch und auch unter der Fragestellung, ob bzw. wie Inklusion gelingt, wahrzunehmen. Darüber hinaus liegt in der diakonischen Dimension von Spiritualität eine Zielperspektive, die es ermöglicht, individuelle Haltungen und strukturelle Prozesse im Sozialraum zu verändern und diesen inklusiv zu gestalten.

2.5 Exklusion durch Macht und Machtmissbrauch in Diakonie und Kirche

Nicht zu verkennen ist, dass aus diakoniewissenschaftlicher Perspektive nicht nur zu thematisieren ist, wie inklusionsorientiert gedacht und gearbeitet werden kann, sondern dass auch wahrzunehmen ist, inwiefern Theorie und Praxis hinter den eigenen Ansprüchen zurückgeblieben sind und welche Exklusionen stattgefunden haben. Diese gesteigerte Wahrnehmung zeigt sich im öffentlichen Bekanntwerden und in der wissenschaftlichen Aufarbeitung der breiten Thematik von Macht(missbrauch) und Gewalt in Diakonie und Kirche.

Während in der katholischen Kirche spätestens mit Veröffentlichung der »M(annheim)-H(eidelberg)-G(ießen)-Studie« unter dem Titel »Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz« im Jahr 2018 Missstände offengelegt und diskutiert wurden (Hilpert, Leimgruber, Sautermeister & Werner, 2020) und auch innerhalb der Erziehungswissenschaften das Thema viel Aufmerksamkeit erlangt hat (Kleinau & Tervoorren, 2024), stieß die Thematik im Bereich der evangelischen Kirche erst sechs Jahre später auf eine deutlich wahrnehmbare öffentliche Resonanz. Anlass hierfür war die Veröffentlichung der im Jahr 2020 in Auftrag gegebenen ForuM-Studie im Januar 2024 (ForuM, 2024). Hatte man vielerorts bislang angenommen, dass die evangelische Kirche bezüglich der Thematik von Macht(missbrauch) und Gewalt resistenter sei, so belegen die Studienergebnisse, dass an vielen Orten der evangelischen Kirche und der Diakonie Fälle von Machtmissbrauch nachzuweisen sind. Während im Bereich der evangelischen Kirche zuvor eher Einzelfälle bekannt geworden waren, hatte im Bereich der

Diakonie bereits rund 15 Jahren zuvor u.a. die Thematik der Heimerziehung v.a. in 1950er und 1960er Jahren zu öffentlichen Debatten geführt. Auch im Umgang mit Menschen mit Behinderung waren zuvor bereits Missbrauchsfälle sowie gewaltförmige Konstellationen bekannt und sind diakoniehistorisch bearbeitet worden (vgl. Witten, 2016; Albert & Witten, 2025, S. 9–18). Sie betreffen nicht nur das Thema sexualisierte Gewalt an Schutzbefohlenen, sondern umfassen auch Themen wie Freiheitsentzug und Machtmissbrauch im Bereich Eingliederungshilfe.

Im Ergebnis der angestoßenen Diskussionen wurden Betroffene ermutigt, über ihre Erfahrungen zu berichten, sich mit anderen Betroffenen auszutauschen und ggf. auch Entschädigungsleistungen für erlittenes Unrecht zu beantragen. Nicht zuletzt führte es auch zu einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit und der funktionstragenden Personen und Gremien im Bereich Diakonie und Kirche hinsichtlich des Umgangs mit Macht und Gewalt, insbesondere im Blick auf Minderjährige im Kontext von Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen. Insofern wurde ein Diskussionsprozess in Gang gesetzt, der derzeit noch am Anfang steht, aber durch die Erarbeitung konkreter Gestaltungsoptionen konstruktiv – auch und v.a. unter Einbeziehung der Betroffenen – vorangetrieben wird.

Insbesondere die Frage nach Macht und Machtmissbrauch kritisch zu stellen, erscheint in Diakonie und Kirche von besonderer Relevanz, wobei die intensive Auseinandersetzung damit erst begonnen hat. Eine wesentliche Erkenntnis der ForuM-Studie ist, dass Macht-Asymmetrien sexualisierte Gewalt begünstigen. Eine Vielzahl dieser asymmetrischen Strukturen lässt sich sowohl in Kirche als auch in Diakonie entdecken – und es bleibt ein Forschungsdesiderat, diese kritisch zu reflektieren und ggf. zu verändern (Albert, 2025).

Es zeigt sich, dass die Frage, wie Kirche und Diakonie inklusionsorientiert agieren können – breit aufgefasst –, in produktiver Weise zu grundsätzlichen Anfragen – wie die nach der Machtkritik in der Diakonie (und damit auch an Kirche und Theologie) – führt. Dabei erweisen sich Außenperspektiven als hilfreich, da sie Selbstbilder kritisch anfragen, korrigieren und Impulse für die Weiterentwicklung geben.

Diese Impulse aufgreifend wird im nächsten Schritt gefragt: Inwiefern helfen Anfragen von außen, um innerhalb der Diakonie inklusionsorientierter denken und agieren zu können? Welche Leerstellen im Diskurs lassen sich dabei identifizieren?

3 Fremdbilder: Inklusionsorientierte Anfragen

Inklusion stellt ein gesellschaftliches Groß-Anliegen dar und ist als solches auf mehrperspektivische Zugänge angewiesen, braucht die Expertise verschiedenster Wissenschaften sowie den Austausch untereinander. Eine breite *transdisziplinäre* Reflexion von Inklusion steht jedoch noch aus. Trotz der vielfältigen Bearbeitungen

von Impulsen aus der Inklusionstheorie, stellen sich die dadurch erarbeiteten Wissensbestände und Theoriezugänge noch relativ versäult dar. Wir plädieren dafür, dass Fremdbilder sich als produktiv erweisen können und konkretisieren dies an diakoniewissenschaftlichen sowie religionspädagogischen Perspektiven.

3.1 Diakoniewissenschaftliche Anfragen an den Inklusionsdiskurs innerhalb der Religionspädagogik

Bringt man Diakoniewissenschaft und Religionspädagogik miteinander über Inklusion ins Gespräch, dann zeigen sich innerhalb der Religionspädagogik mehrere Leerstellen.

Den Bezug auf die gesellschaftliche Breite, der sich durch die intermediäre Bestimmung von Diakonie gewinnen lässt und den Inklusion dringend braucht, sollte religionspädagogisch noch stärker wahrgenommen werden. Zwar denkt eine Religionspädagogik, die die Vielfalt der Lernorte entlang des Lebenslaufs – von der Kinderkrippe bis zum Altersheim – reflektiert, die Breite prinzipiell mit, aber sie gerät auch schnell ins Hintertreffen. Nach wie vor wird Inklusion schwerpunktmäßig als Anliegen von Schule und v.a. von Unterricht gedacht. Auch die globalen Zusammenhänge sind diakoniewissenschaftlich stärker im Blick (Ampony, Büscher, Hofmann, Ngnintedem, Solon & Werner, 2021) als das innerhalb der Religionspädagogik der Fall ist. Auch die Anregung, Lernorte sowie diakonische Orte sozialräumlich weiterzudenken, ist ein wichtiger Impuls, um kirchliche Bildungs- sowie Inklusionsverantwortung miteinander zu denken. Damit kommt die Frage auf, wie aus evangelischen Kindergärten und Schulen Orte werden können, die nachbarschaftlich und sozialräumlich geöffnet sind, oder wie aus Partnerschaften von Schulen, Kirchengemeinden und Zivilgesellschaft inklusive Sozialräume entstehen können.

Auch ist die Diakonie häufig schon dort präsent und vor Ort, wo die Religionspädagogik erst noch lernen muss, genauer hinzusehen und mitzuwirken. Denn in ihrer Adressat:innenorientierung ist die Religionspädagogik tendenziell eher mittelschichtorientiert aufgestellt, hat eher Gymnasien und Grundschulen im Blick als Förderschulen oder Schulen der beruflichen Bildung. Auch die außerschulische Religionspädagogik, die den Lernort Gemeinde reflektiert, adressiert eher Heranwachsende in konkreten Kirchengemeinden als alle Heranwachsenden im jeweiligen Sozialraum. Hier aufsuchend zu agieren und den Sozialraum in den Blick zu nehmen, ist ein Lernprozess, bei dem die Religionspädagogik von der Diakonie lernen kann.

Auch scheint sich Diakonie stärker als ein politischer *player* zu verstehen. Zugespitzt könnte man sagen: Während religionspädagogisch die *Folgen* einer selektiven Gesellschaft bearbeitet werden, nutzt Diakonie viel stärker ihre Optionen, politisch mitzugestalten und gesellschaftlich transformativ wirksam zu sein; setzt also schon einen Schritt vorher ein. Auch hier kann eine Religionspädagogik, die sich als Öff-

fentliche Religionspädagogik versteht, dazu lernen, gleichwohl damit auch wissenschaftstheoretische Fragen berührt sind.

3.2 Anfragen an den diakoniewissenschaftlichen Inklusionsdiskurs

Es stellen sich jedoch auch kritische Anfragen an den Inklusionsdiskurs innerhalb der Diakoniewissenschaft.

Das betrifft zunächst das Inklusionsverständnis, denn das Inklusionstheorem kann in einer doppelten Weise verstanden werden. Inklusion ist sowohl *Ziel* als auch *Analyseinstrument*. Diakoniewissenschaftlich scheint v.a. der Fokus auf Inklusion als Ziel zu überwiegen, indem gefragt wird, wie man einen Beitrag zu mehr Inklusion leisten kann. Das ist an sich nicht falsch, sondern entspricht auch der menschenrechtlich-inklusionspädagogischen Lesart. Aber das allein reicht nicht, denn in Bezug auf die sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektive ist Inklusion auch als Analyseinstrument zu verstehen (Witten, 2021, S. 23–138). Und dieser analytische Blick lässt inklusionstheoretisch z.B. fragen: Warum und wie kommt es zu Differenzsetzungen? Wie wird Heterogenität hergestellt? Welche Machtperspektiven sind damit verbunden? Welche Heterogenitätsdimensionen schieben sich vor andere, wann wären intersektionale Perspektiven erforderlich? Welche Vorstellungen von »normal« und von »abweichend« gehören zum geteilten Wissen innerhalb der Organisation und wie wirkt sich das handlungspraktisch aus? Zwar wurde eben dafür plädiert, dass die Diakonie schon mehr im Offenen agiert als die Religionspädagogik, aber gibt es nicht auch Passungsprobleme und die Diakonie ist den Menschen nicht so nah, wie sie es gern wäre? Passungsprobleme zwischen diakonischem Angebot und Nutzer:innen, aber auch Kontexte, mit denen Diakonie mehr fremdelt als mit anderen? Wie sind die (leidigen) Diskussionen um das diakonische Profil aus Inklusionsperspektive zu betrachten? Wie exklusiv ist der Raum, in dem sich Diakonie bewegt? Wer ist nicht dabei und nicht im Blick? Und nicht zuletzt auch die Frage: Wie wird auch in Bezug auf die Klient:innen Differenz konstruiert?

Hinzukommt der weitere Aspekt, der diakoniewissenschaftlich noch nicht hinreichend im Blick ist, dass Inklusionstheorie alles andere als spannungsfrei ist. Um ein Beispiel für ein Spannungsfeld zu nennen: Inklusion will darauf hinwirken, dass Unterschiede sich nicht ungleich auswirken, muss aber Unterschiede erst herausstellen, um Benachteiligungen ausgleichen zu können. Aus diesem sog. Reifizierungsdilemma kommt man nicht heraus, sondern man kann sich nur innerhalb der Spannungen positionieren. Vermutlich gibt es auch spezifisch diakoniewissenschaftlich eine Reihe von Spannungsfeldern, die zu identifizieren und zu theoretisieren wären.

Zudem scheint der diakoniewissenschaftliche Inklusionsdiskurs davon geprägt zu sein, dass Inklusion in der Handlungsorientierung eher *nicht weit* gedacht wird.

Zum Beispiel zeigt sich im Aktionsplan Inklusion (Diakonie Baden & Evangelische Landeskirche in Baden, 2019), dass zwar zuerst breit reflektiert, aber dann doch in der Durchführung bei Menschen mit Behinderungen geblieben wird. Aber müssten nicht Inklusion und Exklusion genauso auf z.B. die Mitarbeitenden, deren religiös-weltanschauliche Heterogenität und deren Mittun am diakonischen Profil hin bedacht werden? Oder auf Geschlechterstereotype? Oder auf die Frage, ob es herkunftsbedingt bessere oder schlechtere Passungsverhältnisse bei den Mitarbeitenden gibt?

Und schließlich zeigt sich noch ein letztes Fragebündel: Nämlich die Frage, aus welcher Position heraus Kirche, Diakonie und Theologie eigentlich im Inklusionsdiskurs agieren, mitsprechen und gehört werden oder auch nicht gehört werden. Denn die Position hat sich erheblich gewandelt: Während über Jahrhunderte hinweg in Europa Hilfehandeln vornehmlich *christliches* Hilfehandeln war, hat sich diese Selbstverständlichkeit gewandelt. Mit diesem Wandel gehen Verluste, aber auch Chancen einher: ›Christliche Hilfswerke‹ bzw. konfessionelle Anbieter sind nicht mehr ›automatisch‹ Kooperationspartner, sondern werden ›Dienstleister‹ auf einem pluraler werdenden Markt.

Dieser Wandel hinsichtlich der Selbstverständlichkeit in der Positionierung bringt einerseits die Herausforderung mit sich, dass Diakonie sich auf dem pluraler werdenden Markt Gehör verschaffen muss, andererseits bietet sich auch die Chance, sich deutlich von paternalistischen Haltungen zu lösen und mit seiner selbstkritischen Reflexion zu thematisieren, dass Diakoniegeschichte nicht nur Geschichte der ›christlichen Liebestätigkeit‹ ist, sondern auch eine Schuldgeschichte bzw. eine Geschichte von verpassten Chancen, wo Kirche ihrem vom Evangelium herkommenden Anspruch eben nicht gerecht werden konnte. Hier besteht die Herausforderung, wie über eigene Verstrickungen mit Macht, mit Schuld und Scheitern so gesprochen werden kann, dass das, wofür das Evangelium steht, dennoch sichtbar bleibt.

Aus theologischer Perspektive wissen wir, dass wir permanent in Schuld verstrickt sind, dass wir ›sündig und gerecht zugleich‹ (›simul iustus et peccator‹) sind, dass wir es immer nur mit gebrochenen Formen der Kommunikation des Evangeliums zu tun haben, dass wir als Menschen nicht so sind, wie Gott uns haben will. Der eschatologische Vorbehalt hilft, zwischen Letztem und Vorletztem zu unterscheiden. An dieser Stelle zeigt sich, wie theologische Perspektivierungen weiterführend sein können: Nämlich nicht in einem Inklusion vereinnahmenden Sinne, indem man die Schöpfungserzählung (Gen 1,26) und das theologische Bemühen um Einheit unter den ersten Christ:innen (Gal 3,28) als Ur-Dokumente für Inklusion liest, sondern indem man die Hoffnung auf den Zuspruch Gottes angesichts der Gebrochenheit menschlicher Existenz sowie den eschatologischen Vorbehalt berücksichtigt. Wünschenswert wäre, diesen Anspruch so gesellschaftlich einbringen zu können, dass diese theologischen Figuren nicht als ›Ausrede‹, sondern als bleibende

aufrichtige Verantwortung wahrgenommen werden. Denn eigentlich sind unsere biblischen Traditionen doch voll von inklusiven Bildern, voll von Hoffnung auf Gerechtigkeit und seit Jahrhunderten wissen wir, was zu tun *wäre* – und scheitern doch daran.

Es zeigt sich, dass das Vermitteln zwischen Fremd- und Selbstbildern sich irritierend und produktiv auswirkt. In einem letzten Schritt soll daher die Frage bearbeitet werden: Welche Forschungsperspektiven zeigen sich?

4 Selbst- und Fremdbilder produktiv aufgreifen: Forschungsperspektiven

4.1 Interdisziplinäre und multirationale Impulse für Theorie und Praxis fruchtbar machen

Die Forderung nach Inter- bzw. Transdisziplinarität wirkt auf den ersten Blick nicht sonderlich innovativ, ist sie doch wissenschaftspolitisch kein Novum und versteht sich die Diakoniewissenschaft selbst als interdisziplinär und multirational (Benad, Büscher & Krolzik, 2015; Hofmann & Büscher, 2017), was einschließt, nicht nur unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen, sondern auch verschiedene Rationalitäten miteinander in den Diskurs zu bringen. Unter Rationalitäten sind dabei Sinngemeinschaften zu verstehen, die jeweils eigenen Handlungs-, Begründungs- und Konstruktionslogiken unterliegen (Schedler & Rüegg-Stürm, 2013, S. 33) und in ihrer jeweils spezifischen Art denken, sprechen und handeln (ebd., S. 37). Es ist jedoch ein Unterschied, ob innerhalb eines Faches verschiedene Logiken verknüpft und Methodologiken genutzt werden oder ob der behandelte Gegenstand – hier also die Frage nach einer inklusionsorientierten Diakonie – interdisziplinär bzw. multirational betrachtet wird. Es braucht fachübergreifende Außenperspektiven auf diakonisches und kirchliches Handeln, um ausgehend von der Reflexion der Fremdbilder sich anfragen zu lassen und sich weiter entwickeln zu können – gerade angesichts einer Kirche, die sich von der Spielführerin zur Mitspielerin entwickelt (Domsgen, 2022). Im Idealfall bleibt diese Vermittlung von Fremd- und Selbstbildern keine Einbahnstraße, sondern werden diakoniewissenschaftliche Diskurse bspw. auch in die Soziale Arbeit oder in die Bildungswissenschaften eingespielt.

Das betrifft auch die Wahrnehmung theologischer Figuren: So entlastend, befreiend und menschengerecht es sein kann, über Scheitern und Schuld zu sprechen, so missverständlich kann dies auch aufgefasst werden. Dann kann es eine ›Lösungsstrategie‹ sein, das Scheitern so weit theologisch zu abstrahieren, dass es sozusagen ›salonfähig‹ wird. Es bleibt die Frage, wie Kirche, wie Diakoniewissenschaft, wie Religionspädagogik über das, was misslungen ist, reden können, ohne das, wofür sie stehen, preiszugeben. Diakonie ist in der Innen- und Außenwahrnehmung von zentraler Bedeutung für eine Kirche, die dem Menschen nahe ist und gut tut

(EKD, 2023). Allerdings stellt sich damit auch die große Frage, wie sie das bleiben kann – auch und gerade im Lichte der Aufarbeitung der Heimerziehung, der Missbrauchsfälle oder von Gewalt in diakonischen Institutionen. Das Anspruchs- und Wirklichkeitsproblem ist in besonderer Weise virulent in Fächern, die mit normativen Ansprüchen operieren. Wie also können Inhalte und Ziele beibehalten werden und dabei zugleich über das Misslingen, Schuld und Scheitern so gesprochen werden, dass es nicht geheuchelt klingt, also nicht-kongruent oder utopisch wahrgenommen wird?

Diese Fragen gilt es einerseits in wissenschaftlichen Diskussionen zu erörtern, zugleich sind sie aber von unmittelbarer Praxisrelevanz für diakonische Einrichtungen. Denn sie müssen sich auch als Organisationen mit ihrer jeweils eigenen Geschichte ihrer Vergangenheit stellen und ggf. auch schuldhaftes Verhalten angemessen aufarbeiten. Dies erweist sich insbesondere als eine zentrale Aufgabe von Führungsverantwortlichen – und es bedarf einer hohen Sensibilität, den Prozess der Aufarbeitung, Intervention und Prävention in spezifischer Weise für die jeweils eigene Organisation zu gestalten (Albert, 2025).

Nicht zuletzt ergeben sich in diesem Zusammenhang auch Fragen nach Kommunikations- und Marketingstrategien im Spannungsfeld von ›Image und Wahrhaftigkeit‹. Denn gerade aus der Management-Perspektive lässt sich hier weiterfragen, wie es möglich ist, die Schattenseiten zu thematisieren, ohne den diakonischen ›Markenkern‹ zu verlieren – und diese auch jenseits von Hochglanzprospekten einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Erst wenn Diakonie sich also selbst, mit den Chancen und Grenzen ihrer in bestimmten Kontexten entwickelten Konzepte auseinandersetzt, sind kritische Neuinterpretationen möglich.

4.2 Notwendige Perspektivenwechsel: Partizipative Forschung

Notwendig ist dabei ein Perspektivenwechsel, der nicht nur *über* Adressat:innen und Betroffene redet. Wie kann eine inklusionsbezogene Forschung in der Diakoniewissenschaft aussehen, die stärker partizipativ ausgerichtet ist? Wie kann ein Perspektivwechsel von den *Beforschten* zu den *Mitforschenden* aussehen? Der geforderte Perspektivenwechsel ist verbunden mit der Frage, wer »die legitime Stimme der Marginalisierten sein kann«, was das Problem aufwirft, »auf welche Art es möglich ist, die Perspektive der Anderen auf ethische Weise zu vertreten, ohne die Anderen zu vereinnahmen, zu kooptieren [...]«. Es ist daher erforderlich, den Prozess des »Im-Namen-des-Anderen-Sprechen [...] selbstreflexiv zu gestalten,« (Castro Varela & Dhawan, 2020, S. 200) was auf Grund des eigenen Eingebundenseins in Machtstrukturen die Gefahr birgt, dass unübersetzbare Erfahrungen keine Stimme erhalten.

Statt von Beforschten und den sie Erforschenden auszugehen, wird ein gemeinsamer Forschungsprozess angestrebt, in dem die Subjekte gemeinsam mit

professionellen Mitforscher:innen forschen. Dabei sollen nicht die Betroffenen selbst objektivierende Forschung betreiben, sondern ihre Stimmen und Perspektiven mit einbringen können, z.B. im Review-Verfahren (Haupt, 2016, S. 118) oder auch, indem überlegt wird, wie die Perspektive der Mitforschenden eingebracht werden kann, sodass sie sich auch auf Augenhöhe sehen und auch mit einer Art inneren Checkliste: Würde ich das, was ich verbalisiere, so auch verbalisieren, wenn die Beforschten als Mitforschende mit anwesend wären? Was meine ich, wie sie das Verbalisierte wahrnehmen und einschätzen würden?

Die Frage nach den Perspektiven der Mitforschenden ist jedoch auch eine Frage bei der Interpretation von Forschungsergebnissen. Mit welchem breitem Religionsbegriff wird z.B. an Diakonie oder an Lebensdeutungen herangegangen und evtl. Religion gesehen, wo die Subjekte selbst keine religiösen Aspekte sehen würden? Außerdem gehört auch dazu, dass der Standpunkt der Forschenden dahingehend zu reflektieren ist, inwiefern dieser die Ergebnisse mitbestimmt. Und nicht zuletzt sollte es die Möglichkeit geben, sich zu informieren und Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit zugänglich zu machen – und das nicht nur formal, sondern auch inhaltlich in einer verständlichen Sprache.

4.3 Spannungsfelder und Ambivalenzen theoretisieren

Der Anspruch zu partizipativer Forschung ist einerseits – gerade angesichts der Betroffenenperspektiven – unumgebar und zugleich ist er auf wissenschaftstheoretischer Perspektive kaum umzusetzen. Dieser Anspruch bleibt also eine Wegmarke, ein Anspruch, dem man sich immer weiter nähern kann. Die Notwendigkeit einerseits und die Nicht-Erreichbarkeit andererseits stehen in einem antinomischen Verhältnis zu einander.

Auch im Anspruch, Selbst- und Fremdbilder miteinander zu vermitteln, zeigen sich Spannungsfelder. Zwischen Perspektiven von wissenschaftlichen Disziplinen, die Diakonie entweder als tätige Nächstenliebe (Graumann, Klinnert & Maaser, 2023) oder als Erzeugerin von Ableismus sehen (Jelinek-Menke, 2021a, 2021b), Spannungsfelder zwischen Vorderbühne und Hinterbühne, zwischen dem, was gezeigt wird, und dem, was nicht gezeigt wird, zwischen dem, was sichtbar und wahrnehmbar ist, und dem, was wenig zugänglich ist oder eher verdeckt wird – gerade in dem aufgeladenen und mit Spannungen behafteten Inklusionsdiskurs (Bender, Flügel-Martinsen & Vogt, 2023). Das betrifft auch die konkrete Bearbeitung des Spannungsfeldes zwischen Fremd- und Selbstbildern: Wie kann theologisch, diakoniewissenschaftlich sowie in der Praxis der diakonischen Einrichtungen mit diesen Spannungen umgegangen werden, sodass weder der Eindruck entsteht, die Missstände würden nicht ausreichend thematisiert, noch dass Diakonie ausschließlich auf ihr Misslingen reduziert würde?

Auch zwischen historisch gewachsenen Traditionen in der Diakonie – mit ihren Bildern, die differenzsetzende Stereotype prägen, – und heutigem diakonischem Selbstverständnis bestehen möglicherweise Widersprüche, die zwar durch eine historische Einordnung besser verstanden werden, die aber dennoch als verletzend und diffamierend wahrgenommen werden können.

Spannungsreich können auch unterschiedliche Ziele und Erwartungen im Blick auf diakonische Arbeit sein – von den *professionals*, den Klient:innen sowie deren Angehörigen. Hier können die Erwartungen, was Diakonie leisten sollte und wie sie ihr Tun gestalten sollte, durchaus differieren. Nicht immer sind die Erwartungen der Angehörigen mit der umgesetzten Klient:innen-Orientierung deckungsgleich. Diese und andere Spannungsfelder wahrzunehmen und zu theoretisieren, scheint uns ein wichtiger anstehender Schritt.

Literatur

- Albert, A. C. (2010). *Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit. Perspektiven einer Theologie des Helfens im interdisziplinären Diskurs*. VDWI 42. Heidelberg: Winter Verlag.
- Albert, A. C. (2023). Räume eröffnen und gestalten: Diakonische Spiritualität und gelebte Religion im inklusiven Sozialraum. In A. Deege & M. Schmidt (Hg.), *Spiritualität und Gemeinschaft. Zugänge zu geistlichem Leben in Beziehungen. Festschrift für Peter Zimmerling zum 60. Geburtstag* (S. 455–469). Darmstadt: wbg.
- Albert, A. C. (2024a). Inklusion und Professionalität. Herausforderungen und Gestaltungsmöglichkeiten diakonisch-ethischer Gesellschaftsverantwortung für helfende Berufe. In B. Bertelmann, G. Lämmlin, T. Jähnichen, J. Rehm, S. Reihs, T. Meireis, T. Moos & S. Plonz (Hg.), *Evangelische Sozialethik. Traditionen und Perspektiven*. Jahrbuch Sozialer Protestantismus 15 (S. 105–120). Leipzig: EVA.
- Albert, A. C. (2024b). »Inklusiv sorgen«?! Raumsoziologische und theologische Erkundungen zu einer inklusiven Diakonie und Kirche in sozialen und digitalen Räumen. In A. Haußmann & C. W. Hoffmann (Hg.), *Miteinander füreinander sorgen. Digital(e) Sorgende Gemeinschaften als Aufgabe von Seelsorge und Diakonie*. Praktische Theologie heute (S. 35–54). Stuttgart: Kohlhammer.
- Albert, A. C. (2025). Diakonie – Macht – Gewalt. Führungsverantwortung zwischen Aufarbeitung, Intervention und Prävention. In A. Albert & U. Witten (Hg.), *Diakonie zwischen Inklusion und Exklusion. Selbst- und Fremdbilder wahrnehmen, reflektieren, gestalten* (S. 277–299). Bielefeld: transcript.
- Albert, A. C. & Witten, U. (2025). Einleitung. In dies. (Hg.), *Diakonie zwischen Inklusion und Exklusion. Selbst- und Fremdbilder wahrnehmen, reflektieren, gestalten* (S. 9–18). Bielefeld: transcript.
- Ampony, G. Büscher, M., Hofmann, B., Ngnintedem, F., Solon, D. & Werner, D. (Hg.) (2021). *International Handbook of Ecumenical Diakonia: Contextual Theologies*

- and Practices of Diakonia and Christian Social Services: Resources for Study and Inter-cultural Learning.* Augsburg/Minneapolis: Fortress.
- Benad, M., Büscher, M. & Krolzik, U. (2015). *Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel. Interdisziplinarität, Normativität, Theorie-Praxis-Verbindung. Diakoniewissenschaft-Diakonienmanagement 1.* Baden-Baden: Nomos.
- Bender, S., Flügel-Martinsen, O. & Vogt, M. (Hg.) (2023). *Verdeckungen. Interdisziplinäre Perspektiven über gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse.* Bielefeld: transcript.
- Böckel, H. (2020). *Spiritualität und diakonischer Auftrag. Praktisch-theologische Grundlagen für christliche Organisationen.* Berlin: EB.
- Braune-Krickau, T. (2015). *Religion und Anerkennung: ein Versuch über Diakonie als Ort religiöser Erfahrung.* Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart 17. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Braune-Krickau, T. (2016). Die gelebte Religion der Diakonie: Praktisch-theologische Perspektiven auf diakonisches Handeln. *Zeitschrift für Theologie und Kirche*, 113, S. 384–406.
- Castro Varela, M. d. M. & Dhawan, N. (2020). *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung.* Stuttgart: utb.
- Claussen, J. H. (2022). *Sexualisierte Gewalt in der evangelischen Kirche. Wie Theologie und Spiritualität sich verändern müssen.* Freiburg: Herder.
- Coenen-Marx, C. & Hofmann, B. (2022). Spiritualität und Sorge. In A. Lob-Hüdepohl & G. K. Schäfer (Hg.), *Ökumenisches Compendium Caritas und Diakonie* (S. 259–270). Göttingen: V&R.
- Diakonie Baden & Evangelische Landeskirche in Baden (Hg.) (2019). Aktionsplan Inklusion der Evangelischen Landeskirche in Baden und des Diakonischen Werks in Baden. URL: https://www.ekiba.de/media/download/variant/154493/2019_aktionsplan_inklusion_version_1_o_final.pdf [Zugriff: 09.12.2024].
- Domsgen, M. (2022). Zu diesem Heft. *Evangelische Theologie* 82(6), S. 403–406.
- EKD (2014). Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). URL: https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/orientierungshilfe_inklusion2105.pdf [Zugriff: 07.12.2024].
- EKD (2022). Inklusion gestalten – Aktionspläne entwickeln. Ein Orientierungsrahmen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Diakonie Deutschland. URL: https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/ekd-texte_141_inklusion_2022.pdf [Zugriff: 07.12.2024].
- EKD (2023). Wie hältst du's mit der Kirche? Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Leipzig: EVA.
- EKD (2024). Richtlinie des Rates über Anforderungen an die berufliche Mitarbeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Diakonie (Mitarbeitsrichtli-

- nie) in der berichtigten Fassung vom 15.2.2024. URL: <https://kirchenrecht-ekd.de/document/55297/search/2024> [Zugriff: 05.12.2024].
- Eckholt, M. (2008). Caritas – ein unverzichtbarer »Wesensausdruck« der Kirche. Der Beitrag der dogmatischen Theologie zum Werden einer diakonischen Kirche. In N. Wolff (Hg.), *Benediktbeuern – Erbe und Herausforderung. Festgabe für Leo Weber SDB zum 80. Geburtstag* (S. 229–258). München: Don Bosco.
- Eurich, J. (2013). Diakonie als hybride Organisation zwischen Markt, Staat und Zivilgesellschaft. In ders. & W. Maaser (Hg.), *Diakonie in der Sozialökonomie. Studien zu Folgen der neuen Wohlfahrtspolitik*. VDWI 47 (S. 239–257). Heidelberg.
- Eurich, J. (2016). Professionelle Assistenz in der Perspektive von Inklusion. In U. Liedke & H. Wagner (Hg.), *Inklusion. Lehr- und Arbeitsbuch Inklusion* (S. 150–166). Stuttgart: Kohlhammer.
- Eurich, J. & Lob-Hüdepohl, A. (2021). *Gute Assistenz für Menschen mit Behinderungen. Wirkungskontrolle und die Frage nach dem gelingenden Leben*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Forschungsverbund ForuM (Hg.) (2024). Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland. URL: <https://www.forum-studie.de> [Zugriff: 07.12.2024].
- Graumann, S., Klinnert, L., & Maaser, W. (2023). *Hilfeskultur(en) im Wandel: Historische und gegenwärtige Transformationsprozesse organisierter Nächstenliebe: Festschrift für Wolfgang Maaser zum Eintritt in den Ruhestand*. Göttingen: V&R.
- Haas, H.-S. & Starnitzke, D. (Hg.) (2015). *Diversität und Identität. Konfessionsbindung und Überzeugungspluralismus in caritativen und diakonischen Unternehmen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Haupt, H.-J. (2016). Neurointersexuelle Körperdiskrepanz. Grundsätzliche Überlegungen in Richtung neurophänomenologischer Zugänge zu Mustern geschlechtlicher Vielfalt. In G. Schreiber (Hg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Transsexuality in Theology and Neuroscience* (S. 75–119). Berlin: De Gruyter.
- Herrmann, V. & Horstmann, M. (Hg.) (2006). *Studienbuch Diakonie, Band 1: biblische historische und theologische Zugänge zur Diakonie*. Neukirchen Vluyn: Neukirchener.
- Herrmann, V. & Horstmann, M. (Hg.) (2006). *Studienbuch Diakonie, Band 2: diakonisches Handeln, diakonisches Profil, diakonische Kirche*. Neukirchen Vluyn: Neukirchener.
- Hilpert, K., Leimgruber, S., Sautermeister, J. & Werner, G. (Hg.) (2020). *Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen im Raum von Kirche. Analysen – Bilanzierung – Perspektiven*. Freiburg: Herder.

- Hofmann, B. (2016). Formen der Interdisziplinarität in der Diakoniewissenschaft. In J. Eurich & H. Schmidt (Hg.), *Diakonik. Grundlagen – Konzeptionen – Diskurse* (S. 363–365). Göttingen: V&R.
- Hofmann, B. (2018). Vom »entdiakonisierten diakonischen Blick« und seinen Konsequenzen im Inklusionsgeschehen. In M. Geiger & M. Stracke-Bartholmai (Hg.), *Inklusion denken. Theologisch, biblisch, ökumenisch, Behinderung – Theologie – Kirche* 10 (S. 243–255). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hofmann, B. (2020). *Merkmale diakonischer Unternehmenskultur in einer pluralen Gesellschaft*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hofmann, B. & Büscher, M. (Hg.) (2017). *Diakonische Unternehmen multirational führen. Grundlagen – Kontroversen – Potentiale. Diakoniewissenschaft Diakonienmanagement* 10. Baden-Baden: Nomos.
- Holler, M. (2021). *Mit-Gestaltung inklusiver Sozialräume in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung. Ein unternehmerischer Beitrag unter Anwendung von Instrumenten der strategischen Planung*. VDWI 64. Leipzig: EVA.
- Jelinek-Menke, R. (2021a). Religion bildet Behinderung. Eine religionswissenschaftliche Erörterung. In M. Oberlechner, F. Gmainer-Pranzl & A. Koch (Hg.), *Religion bildet. Diversität, Pluralität, Säkularität in der Wissensgesellschaft* (S. 219–233). Baden-Baden: Nomos.
- Jelinek-Menke, R. (2021b). *Religion und Disability. Behinderung und Befähigung in religiösen Kontexten. Eine religionswissenschaftliche Untersuchung*. Bielefeld: transcript.
- Klein, S. (2022). Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und religiöse Bildung. Dimensionen, Täterstrukturen, Opfererfahrungen und religiöse Ressourcen zur Bewältigung von Gewalterfahrungen. *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie*, 74(1), S. 40–51.
- Kleinau, E. & Tervooren, A. (Hg.) (2024). Aufarbeitung des Umgangs mit sexueller bzw. sexualisierter Gewalt in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE). Konsequenzen, Desiderata und Ausblicke. *Erziehungswissenschaft. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* 35(69).
- Liedke, U. (2012). Menschen. Leben. Vielfalt – Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchgemeinden. *Pastoraltheologie* 101(3), S. 71–86.
- Liedke, U. (2013). *Anerkannte Vielfalt. Inklusion als Thema der Theologie und der kirchlichen Praxis*. Studentexte aus der ehs, Dresden.
- Moos, T. (2013). Kirche bei Bedarf. Zum Verhältnis von Diakonie und Kirche aus theologischer Sicht. *Zeitschrift für evangelisches Kirchenrecht*, 58, S. 253–279.
- Moos, T. (2023). *Diakonische Ethik. Systematisch-theologische Beiträge*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Müller, S. (2019). *Gelebte Theologie. Impulse für eine Pastoraltheologie des Empowerments*. Zürich: TVZ.

- Müller, S. (2023). *Religiöse Erfahrung und ihre transformative Kraft. Qualitative und hermeneutische Zugänge zu einem praktisch-theologischen Grundbegriff*. Praktische Theologie im Wissenschaftsdiskurs 29. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Ruegger, H. & Sigrist, C. (2012). *Diakonie – eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns*. Zürich: TVZ.
- Schedler, K. & Rüegg-Stürm, J. (Hg.) (2013). *Multirationales Management. Der erfolgreiche Umgang mit widersprüchlichen Anforderungen an die Organisation*. Bern: Haupt.
- Schweiker, W. (2024). *Prinzip Inklusion: Grundlagen einer Interdisziplinären Metatheorie in Religionspädagogischer Perspektive*. Göttingen: V&R.
- Sigrist, C. (2020). *Diakoniewissenschaft*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Uppenkamp, V. (2021). *Kinderarmut und Religionsunterricht: Armutssensibilität als religionspädagogische Herausforderung*. Religionspädagogik innovativ 42. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wegner, G. (2010). »Enabling Churches« – Kirchen als Inklusionagenten. In F. Barth, K. Baumann, G. Wegner & J. Eurich (Hg.), *Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung* (S. 211–231). Stuttgart: Kohlhammer.
- Winkler, U. (2025). »Doing Liminality« – Zum Einfluss architektonischer Strukturen auf Prozesse der gesellschaftlichen Exklusion und Inklusion von Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen in historischer Perspektive. In A. C. Albert & U. Witten (Hg.), *Diakonie zwischen Inklusion und Exklusion. Selbst- und Fremdbilder wahrnehmen, reflektieren, gestalten* (S. 177–186). Bielefeld: transcript.
- Wirth, M., Noth, I. & Schroer, S. (2022). *Sexualisierte Gewalt in kirchlichen Kontexten/ Sexual Violence in the Context of the Church. Neue interdisziplinäre Perspektiven/New Interdisciplinary Perspectives*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Witten, U. (2016). Geschichte der Diakonie. Teil 1. *ThR*, 81(2), S. 179–209.
- Witten, U. (2021). *Inklusion und Religionspädagogik. Eine wechselseitige Erschließung*. Religionspädagogik innovativ 38. Stuttgart: Kohlhammer.
- Zippert, T. (2024). Das Macht-Tabu. Macht und Machtmissbrauch in evangelischer Kirche und Diakonie angesichts sexualisierter Gewalt. In E. Kohler, U. Pohl-Patalong, M. R. Robinson, C. Schulz & A. Wächtershäuser (Hg.), *Kirche – Diakonie – und ...? Ein spannungsreiches Verhältnis im Wandel* (S. 121–130). Göttingen: V&R.